

Die Zeit der Stadt und die Zeit der Verschiebung

Zur Medienphilosophie des Urbanen

I.

„Am Anfang waren die Städte.“ (Jacques Le Goffe). Das soll heißen: Die Gründung der ersten Städte markiert den Ausgangspunkt derjenigen kulturhistorischen Leistung, die wir als Ausbildung der Zivilisation beschreiben. Der Städter ist der gezähmte Mensch, der Mensch, der gelernt hat, sich von der Natur abzuheben und gegen die Natur zu behaupten; der Städter, der spätere Bürger und Citoyen – er war von Anfang an der Zivilisierte.

Die zivilisationshistorische Bedeutung der Städte erklärt sich dabei zunächst aus dem kreativen Potential, welches die schützende Abgrenzung städtischer Ordnungen gegen die unvermittelte Wildheit des Lebens in der unbebauten Natur freizusetzen vermochte. „Die Stadt“, so Peter Sloterdijk, „war unsere Wette darauf, dass Menschen fähig sind, die Natur zu besiegen und sie zur äußeren Natur, zur Natur vor den Toren zu machen. Die Hauptstädte der Welt sind die monumentalen Beweise für den Siegeswillen der Kultur und die Passivität der Natur.“¹ Für die Geschichte des Kulturwesens ‚Mensch‘ bedeutet dies rückblickend, dass mit seinem Einzug in die Stadt zugleich die Emanzipation vom Leben in natürlicher Unmittelbarkeit begann.

Die historisch ersten Städte wurden nach allem, was wir über sie wissen, gegründet als Stätten der Aufbewahrung, Speicherung und des Austausches von Nahrungsmitteln. Das heißt, dass mit ihrer Gründung die Freisetzung des Menschen aus dem zwanghaften Kreislauf ‚natürlicher‘ Triebbefriedigung begann. Der Eintritt in die Epoche der Städte steht damit für den *Austritt* der Menschheit aus dem selbstvergessenen Zustand des ungebrochenen, bloßen Gegenwartsbezugs, der Präsenz ohne Reflexion und ohne Bewusstsein. „Schrift, Gesetz, Wissenschaft – alles, was über die bloße Fra-

1 P. Sloterdijk, zitiert nach: Vilém Flusser, *Ende der Geschichte, Ende der Stadt?*, Wien: Picus 1992, S.59.

ge des Überlebens hinausging, war städtische Erfindung“.² Es waren die ersten Städter, die den Menschen von jener Kette entbanden, die – um mit Nietzsche zu sprechen – seine animalischen Verwandten an den „Pflock des Augenblickes“³ fesselt. Seither erfahren wir die Präsenz eines jeden Augenblicks nur noch vermittelt, erleben die Gegenwart immer bereits als verschoben in Sphären kultureller Ausarbeitung, Durcharbeitung und Konservierung. Prägnant formuliert kann man sagen: Die Stadt ist das Medium⁴, in dem der Mensch die Zeit der Welt und die eigene Zeitlichkeit aus der Perspektive ihrer Verschiebung erst zu entdecken begann. Diese Verschiebung ist die Geburt von Geschichte; die Erfindung der Städte die Geburtsstunde des historischen Bewusstseins.

II.

„Am Anfang waren die Städte“ – zweiter Durchgang: Als wäre die Unterstellung der Ursprünglichkeit der Stadt als Ausgangspunkt der zivilisierten Menschheitsgeschichte noch nicht emphatisch genug, kannte bereits die griechische Antike, deren Polis unsere Kultur ihre wirkungsmächtigsten Metaphern zur Umschreibung der Stadt verdankt, für die These über deren Ursprungscharakter eine stärkere Lesart. Aristoteles: „Die Polis ist denn auch von Natur aus ursprünglicher als das Haus oder jeder Einzelne von uns. Denn das Ganze muss ursprünglicher sein als der Teil“⁵. Diese Behauptung ist nun ebenso offenkundig absurd wie eindeutig richtig: Absurd, weil die Stadt, die ‚Polis‘, empirisch eben keineswegs den Häusern gegenüber, aus denen sie besteht, vorgängig, ‚ursprünglicher‘ gewesen sein kann. Richtig aber wird die These, liest man sie statt als deskriptive Behauptung als die Feststellung eines logischen Zusammenhangs, einer begrifflichen Abhängigkeit. Worauf Aristoteles mit seiner ungewöhnlichen Formulierung hinweisen will, erklärt sich aus dem Umstand, dass er die Idee der Polis als Idee einer Gemeinschaft denkt. Die Verschiebung des Einzelnen in den urbanen

-
- 2 So Jörg Albrecht in seinem Essay „Zukunft Stadt. Sind die Metropolen noch bewohnbar?“, in: ZEITmagazin Heft 24, 10.06.1994, S. 12–20, hier: S: 15.
 - 3 Friedrich Nietzsche: *Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben*. In: *Sämtliche Werke Kritische Studienausgabe*. Herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München/Berlin/New York: dtv/Walter de Gruyter 1980. Band I., S. 248.
 - 4 Vgl.: Friedrich A. Kittler, „Die Stadt ist ein Medium“, in: Gotthard Fuchs, Bernhard Moltmann und Walter Prigge (Hrsg.), *Mythos Metropole*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1995, S. 228–244.
 - 5 Aristoteles, *Politik*, übersetzt und herausgegeben von Olof Gigon, München: dtv 1973, 1253a.

Raum erscheint so als seine Einrückung in intersubjektive Zusammenhänge. Es ist diese Idee, um deren utopischen Nukleus alle Reflexion des Städtischen seither kreist.

Die Pointe des Aristoteles ist dann der Zusatz, dass wir vom Mensch-Sein nicht nur erst reden, *seit* seinem Einzug in die Stadt, sondern auch nur *als* einer städtischen Spezies *im Sinne* einer biologischen Art, die konstitutiv auf ihre Einbindung in einen strukturierten Zusammenhang des Austauschs, der Kommunikation mit anderen Lebewesen dergleichen Spezies angewiesen ist. Insofern die Stadt der logische Ort solcher Intersubjektivität ist, ist der Mensch immer schon Städter. Statt auf die historische Bedeutung der Städte, zielt diese These auf ihre anthropologische: „Der Mensch“, so heißt es bei Aristoteles auch schlicht, „ist von Natur ein städtisches Wesen“⁶. Und auf den nahe liegenden Einwand, dass die Stadt doch immerhin eine historisch recht junge Erfindung der Menschen, und deswegen das Wesen des Mensch-Seins kaum als begriffliches Derivat seines Städter-Seins verstanden werden könne, ließe sich im Sinne Aristoteles' (und mit den Worten Dolf Sternbergers) antworten, „so habe der Mensch [mit der Stadt; SM] doch endlich das erfunden oder gefunden, was seinem eingeborenen Wesen am meisten entspreche, wenn er zuvor auch lange im Dunkeln getappt habe“⁷. (Hegel hätte das dann reformulieren können als die Feststellung, dass der Mensch erst in der Stadt zu sich findet...)

Wir könnten, so lautet das entsprechende Argument der logischen Vorgängigkeit des Ganzen vor seinen Teilen dann zweieinhalbtausend Jahre später bei Ludwig Wittgenstein, wir könnten noch nicht einmal ‚Ich‘ denken, geschweige denn sagen, teilten wir nicht mit anderen eine gemeinsame Sprache, eine gemeinsame Lebensform. — Und dass Wittgenstein, Philosoph und (zumindest zeitweilig) Architekt, im Rahmen seiner Ausführungen über die Logik der sprachlichen Intersubjektivität die Sprache mit einer Stadt verglichen hat, ist dabei mehr als ein schöner Zufall ein literarisches Indiz einer analogischen Relation⁸.

6 Ebd. (Für meine abweichende, gleichwohl wörtliche Übersetzung des *zoon politikon* mit städtischem statt, wie zumeist, mit staatlichem Wesen vgl. Dolf Sternberger, *Die Stadt als Urbild*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1985, S.11.)

7 Dolf Sternberger, a.a.O., S.13.

8 Cf. dazu: Ludwig Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, in: ders., Werkausgabe Band 1, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1984, § 18, S. 245: „Unsere Sprache kann man ansehen als eine alte Stadt: Ein Gewinkel von Gäßchen und Plätzen, alten und neuen Häusern, und Häusern mit Zubauten aus verschiedenen Zeiten; und dies umgeben von einer Menge neuer Vororte mit geraden und regelmäßigen Straßen und mit einförmigen Häusern.“

Die Erfindung der Städte und die Entwicklung der Sprache stehen demnach in einem Verhältnis wechselseitiger Bedingung derart zueinander, dass wir der These über die Ursprünglichkeit der Stadt die geläufigere Behauptung, wonach es das Wort, das heißt, die Sprache war, die am Anfang stand, konkurrenzlos an die Seite stellen können. In diesem Sinn bringt bereits Aristoteles, der exemplarisch neben dem begrifflichen Apriori der Stadt auch dasjenige der Sprache betont, beide miteinander in Verbindung:

„Der Mensch aber ist das einzige Lebewesen, das Sprache besitzt. [...] Sie dient dazu, das Nützliche und Schädliche mitzuteilen und so auch das Gerechte und Ungerechte. [...] Die Gemeinschaft in diesen Dingen schafft das Haus und die Stadt.“⁹

Das beste Beispiel in negativer Hinsicht ist die Geschichte vom Turmbau zu Babel. Er scheitert bekanntlich, nachdem der Verlust der gemeinsamen Sprache jegliche Verständigung unmöglich macht. Als übernatürliche Sanktion verkleidet, ist dieser Verlust gleichzeitig das natürliche Resultat der Konstruktion: ihre Komplexität ließ sich sprachlich nicht mehr bewältigen; zumal ist die hehre Ambition der himmelstürmenden Baumeister letztlich kommunikationshemmend genug – angesichts absoluter Anspruch ist kein Streit, aber auch kein Konsens mehr möglich. Das zugrunde liegende Argument gilt wie viele andere auch umgekehrt: Nicht nur ist die Einigung auf eine gemeinsame Sprache eine Voraussetzung für die Konstruktion von Häusern und Städten – diese schaffen aufgrund ihres spezifischen Eigensinns zugleich ihnen entsprechende Lebens- und also auch Sprachformen. Und damit natürlich auch eine gemeinsame Geschichte, geteilte Erzählungen, eine gemeinsame Vergangenheit.

III.

Städte sind Selbstinszenierungen der Vergangenheit. Auch, wer sich nicht erinnert oder nicht erinnern will, wer sein historisches Bewusstsein zu ignorieren oder abzustreifen versucht, wird in Städten von Ort zu Ort aufs Neue mit Geschichte konfrontiert. Bereits das Wort ‚Geschichte‘ lässt sich als Hinweis lesen auf die Schichten, als welche die Zeit sich in der Tektonik der Städte ablageret. Sedimentierte Epochen, das steinerne Gedächtnis der Architektur: Was die Erfindung der Städte in Gang setzt, der historische Prozess der Zivilisation, hinterlässt seine Spur in ihrer Aus- und Umgestaltung.

9 Aristoteles, *Politik*, a.a.O., 1253a.

„[D]ie Stadt“, so Claude Lévi-Strauss, „ist sowohl Naturobjekt als auch Kulturobjekt; Individuum und Gruppe, Erlebnis und Traum: das Menschliche schlechthin“¹⁰. Die Geschichte der Menschheit ist demnach zu schreiben als eine Geschichte ihrer Städte – der gebauten wie der gedachten: Die Bauweise der realen Städte, in denen die Gesellschaften ihren Raum finden, sich in Gebäuden, Straßen, Plätzen eindeutig und unverwechselbar konkretisieren, ist das öffentliche Spiegelbild des kulturellen Selbstverständnisses einer jeden Epoche – der Entwurf idealer Städte wiederum ein Sinnbild ihrer jeweiligen gesellschaftlichen Utopie.

Der systematische Zusammenhang der historischen Entwicklung der einzelnen konkreten Städte mit dem menschlichen Geschichtsprozess als solchem führt in Konsequenz bis zu der Feststellung, dass es keinen unstädtischen Begriff von Geschichte gibt. Nehmen wir Claude Lévi-Strauss wörtlich und die Städte als Biographien der Geschichte unserer Spezies ernst, dann ist unser Verständnis der Geschichte angewiesen auf unsere Fähigkeit, Städte richtig zu lesen – und dieses richtige Lesen zeichnet sich unter anderem dadurch aus, dass wir die historischen Verschiebungen der Organisationsweisen des urbanen, d.h. des gesellschaftlichen Raums von einer Schicht zur nächsten zu beschreiben vermögen und die Transformationen der Struktur der kulturellen Lebensweise, die in die Tektonik der Städte sich eingeschrieben hat, benennen können. Da freilich die Zeit nicht stillsteht, und der Prozess der fortschreitenden Verschiebungen nicht anhält, kommt auch eine Lektüre der Stadt nie an ein Ende. Die *eine* richtige Lesart ist schon deswegen niemals zur Hand. (Aus manch anderem Grund natürlich auch nicht.)

IV.

Seit der einsetzenden Emanzipation von der Augenblicksverhaftetheit des bloßen und großen Präsenz hat die prozessuale Verschiebung der Wahrnehmung der Zeit ihre Rolle als strukturierendes Moment im Raum der Stadt nicht mehr verloren: Ein gutes Beispiel dafür ist der Zugewinn eines Zeit-Raums zur Lebenswelt, wie ihn die Elektrifizierung ermöglichte – der Zugewinn der Nacht für die Stadt, deren Eroberung seither als typisches Merkmal städtischer Lebensweise gilt und zugleich noch einmal ein Zeugnis von der Hartnäckigkeit des menschlichen Drangs zur fortschreitenden Befreiung aus der Umklammerung durch natürliche Bedingungen ab-

10 Claude Lévi-Strauss, *Traurige Tropen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1978, S. 114.

legt. Als Medium zur Verwirklichung wechselnder kultureller Lebensweisen stellt die Stadt als Ganze einen immer erst zu füllenden und immer neu zu interpretierenden, und insofern offenen Zeit-Raum dar – einen Raum, innerhalb dessen einzelne (architektonische) Objekte fixe Zeit-Punkte symbolisieren als diejenigen unverrückbaren, verlässlichen Koordinaten, zwischen denen das Netz sich spinnen lässt, welches die Gegenwart, das Jetzt als das Resultat der letzten Lektüre, der neuesten Interpretation bezeichnet. Ein endloses – und, seit sich die Stadt von der Mauer, die sie umschlossen hielt, befreite, vor allem: ein *randloses* Netz, an dem wir weben werden, solange es Städte gibt.

Die Einsicht, dass eine Stadt auch ohne Mauer auskommt, markiert den Beginn einer neuen Epoche, einer entscheidenden Wende der Geschichte der Städte. Diese Wende, mit der die erste Ahnung der Möglichkeit moderner Metropolen einsetzt, und die mit deren metastasenhafter und unaufhaltsamer Wucherung über die Megalopolen zum Sprawl gewiss noch nicht am Ende ist, diese historische Wende wiederum kennzeichnet den Übergang von der vertikalen Schichtung zum horizontalen Wachstum der Städte: Die Ersetzung der Geschichte durch (diverse) Strategien der Verschiebung. Galt einst eine Stadt idealiter als Spiegel der ganzen Welt, so tendiert heute die ganze Welt real dazu, zu einer Stadt zu werden. Die unaufhaltsam wachsende Ausdehnung der Städte stellt sich dar als Prozess der Urbanisierung der Welt. Der Prozess ist einer der tendenziellen Totalisierung eines Mediums. Wir leben, wie Jean-François Lyotard diese moderne Tendenz so schön altmodisch umschreibt, in einer *Urbs*, die zugleich *Orbs* geworden ist¹¹. Das ist es, worauf bereits der Begriff des Metropolitanen im Gegensatz zu dem der Stadt verweist – „die Zugehörigkeit zur globalen Zivilisation“¹². Noch einmal Sloterdijk: „Jetzt ist die Erde umkreist, und die Selbstumzingelung der Menschheit tritt in ihre dramatische Phase.“¹³ Kurzer Nebengedanke: Natürlich ist die Urbanisierung der Welt ein Prozess kultur-politischer Homogenisierung. Dieser globalen Vereinheitlichung allerdings korrespondiert als kritisches Differential die Tendenz der zunehmenden internen Erosion und Fragmentierung der Städte sowie der Lebensformen, die sich in ihnen führen und finden lassen. Die Pointe dieser Korrespondenz von Vereinheitlichung und Fragmentierung besteht darin, dass das, *was* als einheitliche Lebensweise sich ausbreitet und die Zugehörigkeit zur glo-

-
- 11 Jean-François Lyotard, „Zone“, in: ders., *Moralités postmodernes*, Paris: Galilée 1993, S. 25–36, hier: S.28: „Si l’*Urbs* devient l’*Orbs* ...“.
 - 12 So Alejandro Zaera Polo in seinem Essay über Rem Koolhaas „Kapitalflüsse, Datenströme, Drive-Thru und andere Strömungen“, in: *Arch+. Zeitschrift für Architektur und Städtebau*, Nr. 117, Juni 1993, hier: S.56.
 - 13 Peter Sloterdijk, zitiert nach: Jörg Albrecht, a.a.O., S.16.

balen Zivilisation ausmacht, selbst längst nicht mehr *als* eine einheitliche Lebensweise identifizierbar ist.

Wenn es soweit ist, dass die Welt zur Stadt geworden ist, ist „die Megalopole ohne Außen. Und konsequenterweise ohne Innen“¹⁴. Was aber kein Innen oder Außen mehr besitzt, kann kaum länger dazu dienen, die Abgrenzung des zivilisatorischen Fortschritts gegen die äußere Natur abzusichern – was es aber auch nicht braucht, wenn die äußere Natur verschwunden, in Reservate abgetrennt oder ins Dickicht der Städte aufgenommen ist. Wenn aber damit zugleich die Stadt, die einst als Symbol der Welt galt, von der Welt gar nicht mehr zu unterscheiden ist – dann symbolisiert die grenzenlose Stadt nichts mehr, ist sie als Spiegel blind geworden, ihrer Relevanz als Medium kultureller Selbstbestimmung am Ende beraubt. Ohne Differenz keine Identität.

V.

Freilich kann man die beschriebenen Tendenzen des fortschreitenden Wachstums der Städte sowohl anders beschreiben als auch anders deuten. Etwa aus dem Licht des Überschusses der Idee der Stadt über ihre jeweilige Wirklichkeit: Zu beobachten ist dieser Überschuss in der Wanderung städtischer Momente aus dem konkreten Zusammenhang der Stadt in andere Strukturen oder an andere Orte – wie der fortschreitenden Übersetzung der Stadt als Wirtschaftsraum in die grenzenlos ausufernden Peripherien oder der Transzendierung der Stadt als Kommunikationsfeld in die weltumspannenden Netzwerke der Computer. Diese Migrationsbewegungen lassen nur einen Schluss zu: Die Geschichte der Stadt fokussiert die Austreibung des Städtischen aus ihr.

Die Austreibung des Städtischen aus der Stadt, die sich als Verschiebung einzelner städtischer Momente über die Grenzen der Stadt hinaus beobachten und beschreiben lässt, erfordert es vor allem, unser Bild der Stadt zu modifizieren, aus dem Licht der Verschiebungen neu zusammenzusetzen. Ein Beispiel dafür, an dem noch einmal die Bedeutung der Zeit aufscheint, ist die vielbeschwo-rene Auflösung des ‚Zentrums‘ als Indiz der Erosion dessen, was den Begriff ‚Stadt‘ über Jahrtausende auf eine Weise geprägt hat, wie sie sich exemplarisch bereits in der ägyptischen Hieroglyphe für Stadt ausdrückt, die ein in einen Kreis eingelassenes Kreuz darstellt

14 Jean-François Lyotard, „Zone“, a.a.O., S.28.

– als Symbol der „Vorstellung von einer Wegkreuzung und von einer festumrissenen Grenze“¹⁵.

Anschaulich wird die Auflösung des Zentrums zum Beispiel angesichts der Strukturierung amerikanischer Großstädte, die statt dem Modell des sternförmigen Musters, in dessen Mitte das Zentrum leicht sich lokalisieren lässt, der indifferenten Logik rasterförmiger Netze folgt. Ein anderes Beispiel stellt die Entwicklung der vornehmlich europäischen Großstädte dar, deren Zentren in Folge der Abwanderung von Handel, Industrie und Verwaltung in die Peripherien ihrer Funktion beraubt zu Stätten touristischen Flanierens wurden. Allerdings scheint mir die Tendenz der Auflösung des Zentrums statt als die eines Verlusts der Mitte besser beschrieben als Verschiebung der Mitte aus dem Zentrum. Ich zitiere Rem Koolhaas: „Wir müssen den Begriff des Zentrums völlig neu definieren. [...] Wen kümmert es heute noch, was die Mitte ist? Die geometrische Definition einer Mitte spielt heute keine Rolle mehr. Was Mitte ist, wird in Minuten, in Zeiteinheiten gemessen.“¹⁶ (Recht plastisch ist hier auch das Beispiel, an dem Koolhaas seine m. E. richtige Feststellung erläutert – die Tatsache nämlich, dass man mit dem französischen TGV und durch den Kanaltunnel von Lille aus in absehbarer Zukunft schneller in der Londoner City ist, als vom Stadtrand Londons aus; weswegen, so Koolhaas Beobachtung, immer mehr Engländer Büros und Häuser in Lille kaufen beziehungsweise bauen, um näher, d.h. schneller, im Zentrum Londons zu sein.)

Doch selbst diese wirklich erstaunliche Entwicklung ist in ihrer Logik der Verdichtung des empirischen Raumes und der Dynamisierung der Bewegung in ihm auf geradezu klassische Weise traditionellen Leitbildern der städtischen Lebensform verpflichtet – vergleicht man sie mit der realen Verschiebung zentraler Elemente unseres alltäglichen Lebens in die virtuellen Welten der Telekommunikation, in der die entsprechende Frage der Mobilität nun eben keine Rolle mehr spielt. Konsequenterweise wird diese Verschiebung um die Mitte der neunziger Jahre des letzten Jahrtausends begleitet von der Entstehung verschiedenster Netzwerk-Projekte, die sich urbaner Metaphern als Namen bedienen und eingespeist ins Internet Orte quasi-städtischer Kommunikation von Informationen, Dienstleistungen oder Waren darstellen. Neben der Tendenz der Auflösung des städtischen Zentrums durch Abwanderung ist diese Tendenz der Ablösung städtischer durch mediale Kommunikationen

15 R. Fishman, „Die neue Stadt des 20. Jahrhunderts“, in: Bernd Meurer, *Die Zukunft des Raumes*, Frankfurt a.M., New York: Campus 1994, S.93

16 Rem Koolhaas in: „Die Entfaltung der Architektur, Rem Koolhaas im Gespräch mit Nikolaus Kuhnert, Philipp Oswald und Alejandro Zaera Polo“ in: *Arch+*. Zeitschrift für Architektur und Städtebau, Nr. 117, Juni 1993, 117, S.30.

die wohl größte Gefahr für den Fortbestand urbaner Lebensweisen – oder auch: die aussichtsreichste Perspektive ihrer kommenden Mutation. Gleichwohl ist es kein Zufall, dass Marshall McLuhan das Resultat derjenigen Strategie zur Urbanisierung der Welt, die sich aus der elektronischen Vernetzung ihrer Bewohner ergibt, als globales Dorf und eben nicht als Stadt, geschweige denn Metropole beschreibt: Weil nämlich die mediale Eroberung der Welt jener zeitgenössischen Tendenz folgt, Teile dessen, und ich zitiere hier Hans Kollhoff, „was traditionell öffentlicher Raum war, in die Gebäude“¹⁷ zu verlagern: und das heißt, einer Tendenz der Verschiebung eines schlechthin zentralen Moments städtischer Identität in die Sphären des Privaten, Intimen, kurz, dessen, was traditionellerweise eher als dörflich denn als urban gilt. Wer heute noch etwa seine Bankgeschäfte im öffentlichen Schalterraum der Filiale seiner Bank um die Ecke tätigt, wird dies ohne Zweifel morgen bereits vom heimischen Terminal aus erledigen – müssen. (Dabei bleibt jedes Forum, welches sich im Internet einem tatsächlich globalen Publikum öffnet, immer wesentlich privater, als es das römische jemals war.)

VI.

Am Anfang war die Stadt – und die Stadt ward digital. Solchen Theesen gegenüber ist natürlich Vorsicht geboten – und sei es nur, um überzogenen Erwartungen und falschen Illusionen vorzubeugen. Nur weil die Stadt an das globale Netzwerk der Computer Funktionen abgibt, wird dieses Netz noch nicht städtisch. Und ob es zu einer wirklichen Urbanisierung der Netzwelten kommt, ist eine offene – und vielleicht sogar uninteressante Frage. Ein neues Medium wie das der Computernetze durch ein altes Medium wie die Stadt metaphorisch zu beschreiben, könnte es am Ende erschweren, das Neue am Neuen zu erkennen und auszubauen¹⁸.

Gleichwohl liegt angesichts der Verschiebungsbewegung in die elektronischen Netzwelten die Vermutung nah, dass die Geschichte der Stadt, wie wir sie kennen, tatsächlich und unwiederbringlich zu Ende ist. Der Ort, den diese Geschichte besetzt hielt, wird in Zukunft besetzt sein von verschiedensten Formen des dezentralisierten

17 Hans Kollhoff in *Arch+* 105/106, S.45.

18 Vgl. hierzu Geert Lovink und Pit Schultz, „Anmerkungen zur Netzkritik“, in: Stefan Münker und Alexander Roesler (Hrsg.), *Mythos Internet*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1997, S. 338–367: „Die Stadtmetapher“, so die Autoren hier, „taucht [...] an den Verdichtungen der Datenflüsse auf; und sie entsteht durch einen Bedarf nach symbolischer Ordnung“ – dient damit aber zugleich „der Kaschierung von Loerchern im Möglichkeitsraum“ (S. 349, 348).

und deterritorialisierter Mit- und Gegeneinander. Damit hat die Dissoziation städtischer Entwicklungen von der Geschichte ihrer Bewohner begonnen. Die Epoche der Polis ist zu Ende – die Epoche der ‚Telepolis‘¹⁹ hat begonnen.

Politik, Kultur und Ökonomie, die Arbeit des Einzelnen wie die Kommunikation mit anderen – nichts davon bedarf notwendigerweise noch der städtischen Umwelt. Den Städten aber macht das nichts: ihre Entwicklung geht ungehindert weiter. Städte nämlich sind schneller als ihr Begriff. In diesem Vorlauf, das heißt, in der Tatsache, dass Städte oftmals unkontrolliert und vor allem fast immer schneller wachsen, als wir sie denken (geschweige denn: planen) könnten, zeigt sich der reflexiv uneinholbare Eigensinn der Städte. Es ist dieser Eigensinn, der vielleicht einzig das Überleben der Stadt im Zeitalter ihrer Digitalisierung zu sichern vermag. – Dabei ist die Nachträglichkeit der Reflexion ihrem Gegenstand gegenüber für den Stadtplaner eine Katastrophe. Für Philosophen ist sie nichts neues. Schaut man sich die Art und Weise an, in der das Phänomen der Stadt unter Philosophen diskutiert wird, stellt sich gar die Vermutung ein, dass sie einen eigenen Umgang mit der vorweglaufenden Stadtentwicklung gefunden haben: Der philosophische Diskurs *über* den Topos ‚Stadt‘ erscheint ein wenig als Mimesis der Philosophie *an* das uneinheitliche Wuchern der Städte. Doch dies nur nebenbei.

Allerdings gibt es neben der Geschwindigkeit ihrer Entwicklung noch eine andere mögliche Ursache für die reflexive Uneinholbarkeit der Stadt: Wenn nämlich tatsächlich die Richtung der Entwicklung der Stadt auf den Exodus all dessen zielt, was ihre Bedeutung einst begründete, dann wären die Städte schlicht als relevanter Gegenstand der Reflexion verschwunden. Das Scheitern einer einheitlichen Bestimmung dessen, was wir heute noch unter ‚Stadt‘ verstehen sollen, läge darin begründet, dass es nichts mehr gibt, was wir sinnvollerweise darunter verstehen könnten. Ein letztes Beispiel aus der Antike: Mit der griechischen Polis verbindet sich die Idee öffentlicher Kommunikation und transparenter Entscheidung einer Gemeinschaft mündiger Bürger. Diese Idee war daran gebunden, dass ihr ein Ort zur Realisierung der umfassenden Partizipationsmöglichkeiten zur Verfügung stand. Dieser Ort wiederum war die Agora, der Marktplatz; und hier haben wir ein starkes Argument für die Notwendigkeit der Stadt. Nun lebt die Idee der Polis in den heutigen Demokratien fort als deren normatives Ideal der kollektiven Selbstbestimmung durch individuelle Mitbestimmung. Unter den verän-

19 Zum Neologismus ‚Telepolis‘ vgl. Florian Rötzer, *Die Telepolis. Urbanität im digitalen Zeitalter*, Mannheim: Bollmann 1995 sowie ders. mit Stefan Iglhaut und Armin Medosch (Hrsg.), *Ansichten von Telepolis. Stadt am Netz*, Mannheim: Bollmann 1996.

dernten Bedingungen unserer modernen Welt allerdings und angesichts der Tendenz der zunehmenden Enträumlichung des Politischen sind reale Orte nicht länger zur Realisierung, sondern allenfalls noch zur Symbolisierung der politischen Idee notwendig. Während die Partizipationsmöglichkeiten des einzelnen Bürgers sowohl temporär als auch lokal verteilt sind und sich schon deswegen nicht auf einen fixen Punkt bündeln ließen, lässt sich die notwendige Konzentration politischer Verbände und staatlicher Organe nun gleichfalls unabhängig von urbanen Strukturen realisieren und schon heute auch als völlig losgelöst von räumlicher Verdichtung überhaupt imaginieren. Im Namen der Telepolis ist dann auch die Polis noch ein letztes Mal aufgehoben. (Und glaubt man den Apologeten des Cyberspace, so waren wir nie näher an der Realisierung demokratischer Ideale als seit der Erfindung des Internet.²⁰) Wenn wir die Stadt entsprechend nicht länger als ein Zentrum politischer Handlungen und als den Ort ihrer utopischen Entwürfe verstehen können, so bedeutet dies nicht nur einen radikalen Bruch mit dem Mainstream der Tradition theoretischer und philosophischer Erörterungen des Städtischen. Es ist zugleich ein weiteres Beispiel für die Tatsache, dass die Entwicklung der Städte im beginnenden 21. Jahrhundert längst statt einer lokalen Logik der Verdichtung einer deterritorialen Logik der Verschiebung folgt. Der Raum hat seine Funktion als ordnungsstiftende Kategorie bereits weitgehend an die Zeit abgetreten – und deren Überwindung ist für die quasi-lichtschnell operierenden Prozessoren moderner Computertechnologien möglicherweise auch schon bald kein relevantes Thema mehr.

VII.

Die Stadt ist nicht länger das Zentrum der Politik, des Handelns, der Kommunikation. Die Stadt entgleitet uns schnell, wenn wir von ihr reden – doch sie tut dies nicht zufällig. Verantwortlich dafür ist die schlichte Tatsache, dass die Idee der Stadt mit der Wirklichkeit der Städte nicht in Übereinstimmung zu bringen ist. Schon den Anfang der Geschichte der Stadt kennzeichnet entsprechend eine Inkongruenz ihrer konkreten Gestalt und ihres Begriff – d.h. die fehlende Deckung der Bilder, welche hinter den Konzeptionen etwa der antiken Polis steckten, mit den urbanen Strukturen, welche die Autoren jener Konzeptionen vorfanden. Platons *Politeia* ebenso wie

20 Vgl. hierzu zum Beispiel Howard Rheingold, *Virtuelle Gemeinschaft. Soziale Beziehungen im Zeitalter des Computers*, Bonn, Paris: Addison Wesley 1994. Zur Kritik der politischen Idealisierungen des Internet vgl. im vorliegenden Band das Kapitel „Im Netz der Medien“, S. 91ff.

Aristoteles' politische Schriften sind schließlich keine deskriptiven Bestandsaufnahmen, sondern programmatische Entwürfe eines Ideals: Utopien eben, Nicht-Orte. (Das ist, nebenbei, der Grund, weswegen wir sie überhaupt noch mit Gewinn rezipieren können.) Die Geschichte der Bedeutung der Stadt ist die Geschichte ihrer permanenten Verschiebung. Oder, anders gesagt: Die Abwanderung dessen, was wir jeweils gewohnt sind, mit dem Begriff der Stadt zu verbinden, in ausdifferenzierte Konstruktionen der gesellschaftlichen – und das heißt: der politischen, kulturellen oder ökonomischen – Öffentlichkeit, ist ein durchgängig-konstitutives Moment der Geschichte der Städte.

Wenn solche Verschiebung die Geschichte der Städte von Anbeginn an begleitet, macht es allerdings wenig Sinn, in der Weise, in der sie sich heute ausdrückt, das Ende ihrer Geschichte zu sehen – geschweige denn, im Ende der Geschichte der Städte, wie sie einst waren, das Ende der Geschichte der Menschheit, die an die Entwicklung der Städte gebunden bleibt, zu vermuten. Und weil es einen historisch-invariablen Begriff der Stadt folglich ebenso wenig geben kann, wie einen unstädtischen Begriff von Geschichte, findet das Scheitern der Versuche, einen eindeutigen Sinn des Terminus ‚Stadt‘ abschließend festzustellen, eine ebenso plausible Erklärung wie die These, dass es bei der Dechiffrierung der verschiedenen vertikalen Schichten oder horizontalen Fragmente einer Stadt die *eine* richtige Lektüre nie gibt.

VIII.

Seit jeher sind Städte Orte des organisierten Zusammenspiels von Einheit und Vielheit. So disparat Städte geben, so stellt doch jede Stadt ein einheitliches Gebilde dar. (Das ist falsch an der Annahme, Verschiebungen ihrer Grenze – Stichwort: *Sprawl* – stellten die Existenz der Städte tatsächlich in Frage.) Zugleich aber gilt: So einheitlich das Erscheinungsbild einer Stadt auch scheint, so besteht doch eine jede aus multiplen Aspekten, die sich nie einfach auf einen gemeinsamen Nenner bringen lassen. (Daran wiederum scheitern alle Versuche, das Bild einer Stadt aus einer General-Perspektive, sei sie nun historischer, ästhetischer oder politischer Art, zu idealisieren.)

In einer frühen Programmschrift der architektonischen Postmoderne – die damals freilich noch nicht so hieß – stellte Roberto Venturi bereits in den sechziger Jahren fest, dass auch die entdifferenzierte Erweiterung der Städte nichts ändere an der „Verpflichtung auf

das schwierige Ganze“²¹. Ich möchte diesen Gedanken aufnehmen in einer ebenfalls leicht programmatischen These: Die Einsicht in das Scheitern einer eindeutigen Bestimmung der begrifflichen Bedeutung dessen, was wir unter ‚Stadt‘ verstehen können, befreit uns nicht von der Aufgabe, sie zu verstehen – geschweige denn, sie zu gestalten: schließlich reden wir nicht nur über sie, wir leben auch noch auf absehbare Zeit in ihnen. (Und ob es das, worin wir leben, als ein bestimmbares Etwas mit eigener, klar definierter Bedeutung in strictu sensu überhaupt noch gibt, spielt dann doch keine entscheidende Rolle.) Vielmehr lässt sich ebenso, wie wir feststellen müssen, dass wir in der Lektüre der Geschichte einer Stadt nie an ein Ende kommen, prognostizieren, dass die Gestaltung ihrer jeweiligen Zukunft – als ein Akt der Deutung, Aneignung und Aktualisierung ihrer Möglichkeiten – diese nie ausschöpfen wird. Zu sehr ähnelt die Stadt – „ihrer Natur nach eine Vielheit“²² (Aristoteles) – jenem kubistischen Raum, über den Siegfried Giedion 1941 schrieb, dass sein Wesen

„in seiner Vielseitigkeit [besteht], in seinem unendlichen Potential an inneren Beziehungen. Es ist daher unmöglich, ein Areal von einem Bezugspunkt zu beschreiben; sein Aussehen wechselt, je nach dem, von welchem Punkt es betrachtet wird. Um die wahre Beschaffenheit des Raumes zu erfassen, muss sich der Betrachter in ihm bewegen.“²³

Eben das aber gilt zweifellos auch für Städte. Meine Aneignung dieser Beschreibung lautet entsprechend: Städte, geprägt durch die Pluralität und Heterogenität der Erzählungen, Stile und Lebensweisen, die in ihren fragmentierten Schichten sich etablieren, werden als Orte gesellschaftlicher Kommunikation immer wieder neu erfunden durch die fortlaufende Nutzung der medialen Strukturen der Öffentlichkeit, die sie bereitstellen – und die durch wechselnde Anforderungen ihrer User sich ändern. Darin wiederum gründet die enge Verwandtschaft der Stadt mit dem digitalen Netz, die unabhängig vom Stand der Krise der Stadt und der gelingenden oder scheiternden Urbanisierung der Netzwelt besteht. – Der Blick auf die plurale Vielschichtigkeit und Verschiedenheit städtischer Kulturen verführt mich an dieser Stelle zu einer letzten Nebenbemerkung: Schließlich finden sich – Ausdruck solcher Pluralität – jenseits der

21 Roberto Venturi, *Komplexität und Widerspruch in der Architektur*, hrsg. von H. Klotz, Braunschweig: Vieweg 1978, S.137.

22 Aristoteles, *Politik*, a.a.O., 1261a (die Übersetzung ist leicht modifiziert).

23 So Siegfried Giedion in seinem zuerst auf Englisch publizierten Buch *Space, Time, Architecture. The Growth of a New Architecture*, Cambridge: Harvard University Press 1941 (dt.: *Raum, Zeit, Architektur. Die Entstehung einer neuen Architektur*, Basel: Birkhäuser 2000), zitiert nach: R. Fishman, „Die neue Stadt des 20. Jahrhunderts“, a.a.O., hier: S.95.

jeweils dominierenden Kultur samt ihrer homogenisierenden Kraft der Vereinheitlichung und Identifikation (nicht nur) in unseren modernen Städten multiple Aspekte alternativer Gegenkulturen. Und das bedeutet nichts anderes, als dass sich gegen die Macht des Zeitgeists in Städten immer auch eine Gegenmacht findet. Die Stadt, traditionell der Ort der progressivsten Geister, ist insofern immer auch der Ort der Gleichzeitigkeit des Zeitgeists mit seinem Antipoden, dem Unzeitgemäßen.

IX.

Ob die Netze tatsächlich je urban werden, mag derzeit dahingestellt bleiben. Dass Städte jedoch vernetzt sind, ist mehr als ein historisches Faktum ein Teil ihres Begriffs: Die erste Stadt war kaum lange die einzige; seither gibt es keine einzelne Stadt mehr. Der Verkehr von einer Stadt zur nächsten wiederum, der den Austausch von Waren und Informationen über die Grenzen der unmittelbar eigenen Kultur erst in Gang setzte, ist Teil jener Vernetzung, auf der alle Zivilisationsgeschichte beruht²⁴. Die Digitalisierung nun hat einen Prozess in Gang gesetzt, der den Modus der Vernetzung transformiert: Durch diesen Transformationsprozess, so Manuel Castells, „entsteht ein Raum der Ströme anstelle eines Raumes der Orte“²⁵ – sprich: Wo Waren Informationen sind, auf die im Prinzip jeder jederzeit und überall zugreifen kann, braucht es keine lokalen Zentren mehr, um die Kultur des Tauschs zu zelebrieren. Und so wäre die Stadt als Medium der Vernetzung schlichtweg redundant. Auch das jedoch spricht nicht gegen ihre Existenz: An jenen Stellen nämlich, an denen die Ströme gespeist und ihr Fluss kontrolliert wird, bilden sich Knoten, um welche die längst nicht nur über die Grenzen der Städte, sondern der Nationen hinausgreifenden Agenten der Globalisierung ihre Macht konzentrieren. Das aber bedeutet nichts anderes, als dass die Stadt in dem Augenblick, in dem ihr mögliches Verschwinden sich anzudeuten scheint, neu entsteht. Was für die Stadt spricht, spricht dabei zugleich gegen einen Diskurs, der fälschlicherweise unterstellt, dass der Prozess der Digitalisierung zugleich ein Prozess der Immaterialisierung sei. Richtig ist es vielmehr festzuhalten, dass auch der digitale Raum der Ströme eine handfeste materielle Basis hat.²⁶ Und so entspricht es dann auch der nur scheinbar paradoxa-

24 Siehe hierzu ausführlicher unten im Kapitel „Im Netz der Medien“ die Seiten 91ff.

25 Manuel Castells, *Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft*, Opladen: Leske + Buderich 2004, S. 429.

26 Eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem hier nur angedeuteten „immaterialistischen Fehlschluss“ mancher Medientheorien findet sich unten

len Logik der digitalen Vernetzung, dass gerade ihre dezentrale und transurbane Struktur zur Herausbildung neuer Zentren führt – der globalen Megacities der Gegenwart. „Die globalen Städte“, so Saskia Sassen, „sind Hyperkonzentrationen an Infrastruktur und damit verbundener Ressourcen.“²⁷ Sie sind aber eben auch, so noch einmal Castells, „kein Ort, sondern ein Prozess“²⁸.

Das aber gilt für Städte durchaus immer schon.

Damit sie eine behält, muss die Geschichte der Stadt immer wieder neu geschrieben, muss im Wechselspiel aus schöpferischer Deutung des Vergangenen und visionärer Ausdeutung des Möglichen immer erst neu erfunden werden; und das heißt auch, kulturelle und politische Vorstellungen weiterhin in die Entwürfe der Städte zu übersetzen, in ihre Oberflächen einzugravieren, in ihrer Tektonik abzulagern, kurz: markante Spuren zu hinterlassen.

Im historischen Prozess der auf Dauer gestellten räumlichen und zeitlichen Verschiebungen, der begrifflichen und empirischen Transformation ihrer selbst, ihrer Versprechungen und Möglichkeiten, in diesem Prozess wiederholen Städte unaufhörlich die Geste ihrer Erfindung, die Arche ihrer Geschichte – den Abschied von einfacher Unmittelbarkeit, den Tausch jeglicher Form der Präsenz und des Stillstands gegen die städtische Ordnung, welcher den emanzipatorischen Prozess der Zivilisation des Menschen zum Kulturwesen initiierte. Der Prozess dauert an. Die Logik des Scheiterns einer konsensfähigen und eindeutigen Bestimmung des Begriffs ‚Stadt‘ aber, die sich in diesem Prozess immer wieder andeutet, könnte gerade darin bestehen, dass der Versuch dieser Bestimmung für unser Bemühen, uns selbst zu verstehen, ebenso notwendig ist wie sein Misslingen. Am Ende sind wir, gewollt oder ungewollt, immer wieder an einem neuen Anfang.

im Kapitel „Virtual Reality. Eine medienphilosophische Erörterung“, S. 141ff; hier: S. 146f.

27 Saskia Sassen, „Cyber-Segmentierungen. Elektronischer Raum und Macht“, in: Stefan Münker und Alexander Roesler (Hg.), *Mythos Internet*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1997, S. 215–235, hier: S. 221. – Der von Sassen in diesem Zusammenhang ins Spiel gebrachte Begriff einer „neue[n] Geographie der Zentralität und Marginalität“ (Saskia Sassen, „Wem gehört die Stadt?“, in: dies., *Machtbeben. Wohin führt die Globalisierung?*, Stuttgart/München: dva 2000, S. 7–37, hier: S. 16) kann mittlerweile als Gemeinplatz der Stadtforschung gelten. Für einen aktuellen Überblick vgl. Stephen Graham (Hrsg.), *The Cybercities Reader*, London/New York: Routledge 2004.

28 Manuel Castells, a.a.O., hier: S. 441.

